

Am rauschenden Triftbach



Viel Autobiographisches, Berg und Jagderlebnisse

Alfons Taugwalder - Défago

* 2. August 1904

Mit Erlaubnis von

Wilanda Schaller Taugwalder und Madeleine Wagenbrenner Taugwalder

Man muss im Leben nicht alles haben.

Wenn jeder etwas hat,
dann haben alle alles!

rpi Oktober 2022

Ich war kaum zehn Jahre alt, so brodelte es in meinem Inneren Tag und Nacht, besonders im Herbst, wenn das Jagen losging. Oben, in zum See, wo wir unser Heimetli mit einem Wohnhaus und einem kleinen Teehüttli besaßen, stand im Unterdach ein fest verschlossener Gewehrschrank, der des Vaters Jagdutensilien enthielt. Allein der Gedanke, ein Gewehr in Anschlag nehmen zu dürfen, verschaffte mir einen Genuss. Aber der Schrank war verschlossen und der Vater hatte den Schlüssel stets bei sich. Aber hineinzugucken, wäre doch auch schon schön, dachte ich, und so kam die Versuchung etwas zu unternehmen, den Schrank zu öffnen. War das eine Freude! Alles stand schön in Ordnung aufgestellt die langläufige Vorderladerflinte, der Vorderlader für Kugelschuss, die schöne, fast neue, doppelläufige Schrotflinte Marke «Burgsmüller» der Vetterlistutzen, zudem die Pulver- und Schrothörner, Pfropfen, Käpseli usw. Bei dieser Besichtigung zitterte ich am ganzen Leibe, ich hatte also Jagdfieber. Ich machte Pläne.

Da ich nun einen Schlüssel besaß, der funktionierte, hoffte ich auf eine Gelegenheit mal was unternehmen zu können. Ich wollte bei dieser Gelegenheit die langläufige Flinte ausprobieren; denn für die 12-er Flinte waren keine Patronen vorhanden. Ich wollte Eichhörnchen oder Vögel erlegen. Es war aber Sommer und im Gebiet Zum See spazierten immer Gäste von früh bis spät herum. Dann hatte ich noch Heu- und Kornangelegenheiten, denn alles lag dazumal in meinen Händen.

Mit der Einführung dieser Arbeiten kam ich in alle Gegenden von Grund bis Grat zum Einsatz. Dabei hatte ich die Gelegenheit, das Niederwild und das Hochwild gut zu beobachten und mir die Einstände wie die Wechsel genau einzuprägen. Zu dieser Zeit hatte wir so viele Vogelarten, die roten Steinhühner, die im Frühling sich mit ihrem Wetzen bemerkbar machten, der Waldhahn oder Birkhahn, etwas Haselhühner und die Schneehühner, die in höheren Regionen hausten. Abends und in der Morgenfrühe hörten wir den Uhu vom nächsten Felsen her schreien, dazwischen einen Kuckuck, dann Spechte aller Art. Die Eulen, den grossen Steinadler, deren ich in Stafelalp zu gleicher Zeit einmal sechs Exemplare in der Luft zählen konnte. Ein herrlicher Anblick diese grossen Vögel, wie sie dahinschwebten. Sperber, Falken und den grossen Hühnervogel beobachtete man sehr oft. Es war erstaunlich dieser Vogelwelt zuzuschauen, ihren Flug zu bestaunen. Die unterschiedliche Angriffsweise der einzelnen Arten zu verfolgen. Damals waren mir diese Vorgänge noch ziemlich unbekannt, aber jedes Mal lernte ich etwas hinzu. Ich musste einsehen, dass auch in der Fauna der Stärkere befiehlt und obsiegt. So wird es auch immer bleiben. Auch beim

Hochwild konnte ich manchmal solches Kräfteressen verfolgen. Inzwischen war es Herbst geworden und die Gäste waren mehrheitlich verreist. Auch die Landwirtschaftsarbeiten waren getan.

Jetzt wartete ich auf einen günstigen Tag, um in aller Verborgenheit den Vorderlader auszuprobieren. Zu diesem Zwecke suchte ich ein nahes Wäldchen, wo es immer Eichhörchen gab.

Es war an einem Samstag. Die Mutter war früh ins Dorf hinunter gegangen, um unsere Wohnung zu reinigen.

Eine Genfer Familie hatte unsere Wohnung für einige Wochen gemietet. Der grosse Maler Gos wollte noch die schönen Herbstfarben der Lärchenwälder auf die Leinwand bannen.

Vater war mit Aufräumarbeiten im Alpinen Museum in Zermatt beschäftigt.

Für mich kam dieser Tag wie gewünscht. Mit meinem eigens angefertigten Schlüssel öffnete ich den Schrank. Ich entnahm demselben den Vorderlader, mit dem Schrotsack, dem Schwarzhorn und den Kapseln. Innert fünf Minuten war ich im nahegelegenen Wäldchen verschwunden. Die Flinte war leer und ich musste sie erst neu laden. Öfters hatte ich dem Vater zugeschaut, wie er das machte. Als Pulvermass diente ihm immer eine leere Vetterlihülse, die er auch als Schrotmasse benützte. Leider hatte ich nichts zur Hand, aber in meinem Eifer spielte die auch keine Rolle. Aus dem Pulverhorn schüttete ich Pulver auf die Hand und von jener in den Lauf des Vorderladers. Dann kam ein Zeitungspapier, das als Pfropfen diente. Ich drückte mit dem Ladestock fest auf das Pulver. Es folgte eine Hand voll Schrot und schliesslich wieder ein Papier als Deckel- Dass ich alles ohne Mass geladen hatte, sollte ich aber bald bereuen. Ich füllte noch sorgfältig den Kamin oder Ambos mit Pulver und stülpte die kleine Kapsel darüber. Nun war ich bereit zur Jagd.

Ich war gerade 10 Jahre alt.

Vorsichtig durchstreifte ich das Wäldchen. Es bestand aus Lärchenbäumen. Ich war natürlich erregt. Unten, in einem kleinen Bödelein, erblickte ich ein Eichhörchen. Ein niedliches Tierchen. Aber es war so klein. Vermutlich ein ganz Junges, und so ging ich weiter. Plötzlich huschte ein grosses «Eikerli» blitzschnell einen Lärchenstamm hinauf und machte dabei ein bekanntes Geräusch. Hoch oben setzte es sich auf einen Ast und schaute vergnügt zu mir hinunter. Nun war meine

so sehr erwünschte Zeit gekommen. Ich durfte einen Schuss auf ein wildlebendes Tier anbringen. Ich ging in Deckung. An einer Lärche legte ich das lange Gewehr an, um richtig zielen zu können. Das muntere Ding oben auf dem Ast nahm von mir keine Notiz mehr. Wie ich sah, hatte es einen Lärchenzapfen in den Vorderpfötchen und benagte denselben, dass die Späne nur so fortfliegen.

Nun musste ich schießen. Ich spannte den Hahn, zielte und drückte ab...Meine Zeit war gekommen! Was mit mir geschah, wusste ich nicht, ich hörte sehr gut einen entsetzlichen Knall, das Gewehr wurde mir aus der Hand gerissen, es lag mindestens zwei Meter neben mir, meine Schulter schmerzte und der Zeigefinger, mit dem ich abgedrückte hatte, blutete; die Wange schmerzte. Ich hatte ein Summen in den Ohren, als rauschte der Zmuttbach durch meinen Kopf. Ich war ganz durcheinander. Es dauerte einige Zeit, bis ich wieder einigermaßen zu mir kam. Dann wurde mir klar, dass ich zu viel Pulver für die Ladung verwendet hatte. Wie ich später erfuhr, hatte ich fünfmal zu viel Pulver und Schrot geladen. Es war ein grosses Wunder, dass es die Flinte nicht in Stücke riss, was schon öfters vorgekommen sein soll. Einige Kameraden, die ich später kennen lernte, hatten alle Merkmale von solcher Überladung: Finger ab, Daumen weg, Augenschäden usw. Als erstes schaute ich nach meinem blutenden Finger. Dann öffnete ich das Hemd und musste feststellen, dass die rechte Schulter blau-violett verfärbt war. Schliesslich merkte ich auch noch, dass die Wange hochgeschwollen war. Ich warf auch einen Blick auf die Flinte, die in den Heidelbeerstauden lag. Ehrfurchtsvoll hob ich sie zur Kontrolle auf. Soweit ich feststellen konnte, hatte die alte Vorderflinte der Brisanz standgehalten. Aber da war doch auch noch ein Eichhörnchen gewesen. Ich ging zum Baum, um nach ihm zu suchen. Da lag es friedlich in den Heidelbeerstauden. Es hatte ein Schrotkorn in der Brust und eines im Kopf.

Herrje, welche Freude! – Getroffen! Getroffen! Die Schmerzen waren vergessen. Aber mit dem Jagdeifer war es an diesem Tag vorbei.

Ich machte mich auf kürzestem Weg heimwärts. Zu Hause angekommen, schloss ich schnellstens die Sachen in den Gewehrschrank. Die Schlüssel versteckte ich im Gildsteinofen. Endlich konnte ich in einen Spiegel schauen. Ich erschrak, als ich meinen Kopf sah. Mit Branntwein machte ich Umschläge auf Wange und Schulter. Was wird wohl die liebe Mutter sagen, wenn sie mich in so zerschundenem Gesicht sieht? Ich balgte das Eichhörnchen ab, Das Fell

stülpte ich über einen Stock, um es zu trocknen. Das Fleisch hing ich an einen kühlen Ort.

In jener Zeit hatte es einen sogenannten Eichhornjäger in der Gegend. Man nannte ihn «ds`Häggi». Er war bereits etwas kurzsichtig. Diesem Jäger wollte ich einen Streich spielen. Ich füllte das Fell mit Stroh gut aus und band das Eichhörnchen mit Eisendraht auf den Ast fest eines Baumes fest. Dann ging ich zu diesem Zeremonienjäger und sagte ihm, dass sich auf jeder Lärche ein Eichhörnchen aufhalte. Er kam mit einer prächtigen Doppelaufhahnflinte und einem Feldstecher und beschaute genau die Lärche von unten bis oben. Plötzlich entdeckte er das Tier. Er suchte eine Stelle, wo er gut schießen konnte und die Attrappe nicht durch Äste verdeckt war. Nun gab es ein Schützenfest. Er schoss leidenschaftlich einige Male hintereinander. Und er fluchte. Wir sahen, dass er gut getroffen hatte; denn das Stroh kam langsam zum Vorschein. Als er dann wieder mit dem Feldstecher hinaufschaute, weil das verflixte Eichhörnchen nicht hinunterfallen wollte, fing er an zu zweifeln, ob alle mit rechten Dingen zu ginge. Er sah das Stroh, wurde sehr böser und wollte mir eine hauen, aber ich lief davon.

Am Nachmittag kam Mama wieder nach Zum See hinauf. Ich war gerade am Holzzerkleinern. Sie schaute mich an und erschrak. Sie glaubte, mir sei ein Stück Astholz an die Wange gesprungen und hatte Erbarmen, wie es bei mir stets war. Ich konnte aber die gute Mutter nicht belügen und erzählte ihr mit heller Freude von meinem ersten Jagderlebnis. Sie schimpfte nicht, aber ich sah es ihr an, dass sie mir gerne «dummer Junge» ausgeteilt hätte. Gleichzeitig erzählte sie mir, dass Papa am nächsten Samstagabend zum Nachtessen nach zum See kommen werde. Ich wusste, wie gerne Vater Wildbret ass und machte der Mutter den Vorschlag, das erlegte Eichhörnchen für ihn zuzubereiten. Ich erzählte ihr auch die komplette Jagdgeschichte, die ich am Morgen erlebt hatte. Ich holte das Eichkätzchen und zeigte es der Mutter. Sie meinte erfreut, viel sei zwar nicht dran, aber als Zutat und Feinschmeckerei täte es seinen Dienst und bereichere das Essen. Papa werde seine Freude daran haben. So war es auch. Mama erzählte ihm auf meinen Wunsch mein Jagderlebnis. Er schalt mich nicht, aber ich sah es ihm an, dass er mit Gedanken beschäftigt war, welche ich dann am Sonntag nach der Messe vernehmen durfte. Nach einer Tasse Kaffee führte er mich mit einer freundlichen Geste in sein provisorisches Schlafzimmer. Wo er seine Kommode mit den Schriften und allem Drum und Dran hatte. Es war ein Nebengebäude, das uns gehörte. Da unsere grosse Wohnung im Sommer vermietet war, logierte Papa dort. Er

öffnete sein Heiligtum mit dem Schlüssel, den er immer in der Brusttasche trug, entnahm der Schublade ein Paket und sagte zu mir: » Hier hast du 25 Stück geladene Schrotpatronen mit verschiedenen Schrotgrössen. » sodann übergab er mir den Schlüssel zum Gewehrschrank und erklärte mir: » Nun darfst du die neue Hahndoppelflinte benutzen, aber vorsichtig. Pass auf dich und die Umgebung auf. » Vor Freude wusste ich keine Antwort. Dies sah der Vater wohl und bemerkte nebenbei, dass es noch Hasen, Steinhühner und Schneehühner gebe, womit es spasshaft andeuten mochte, Hasen oder Steinhühner wären ihm lieber als ein kleines «Eickerli». Ich erinnere mich nicht, ob ich ihm gedankt habe, weiss jedoch noch bestimmt, dass ich mich enorm beeilte, wieder hinauf auf Zum See zu kommen. Dort angekommen, war es mir das erste, erlaubterweise den Gewehrschrank zu öffnen und die Flinte herauszunehmen. Diese zu streicheln, herunterzunehmen und in der Stube Ziel- und Anschlagübungen zu machen. Auch hatte ich Pläne, die ich der Mutter bekannt gab, von ihr aber nicht alle akzeptiert wurden. «erst die Arbeit, dann die Jagd», war ihre Antwort. Ich bettelte bei Mama, mich doch schnell am Morgen in der Frühe ins nahe Wäldchen gehen zu lassen, was Mama nach einer Woche bewilligte.

Ich wollte unbedingt die neue Waffe ausprobieren. Der Mutter war es aber doch zu viel, dass ich sie alle Tage bat; sie wollte endlich Ruhe bekommen. Ich glaube, es war so gegen Mitte September und ein etwas trüber Tag, als ich mit der schönen Doppelhahnenflinte Mod. Burgmüller mit grossen Hoffnungen auf den Weg machte. In den Wäldchen, die ich aufsuchte, hielten sich immer viele Eichhörnchen auf. Als ich vom Waldrand her hineinschaute, sah ich drei, vier solche Tiere auf den Bäumen oder auf dem Boden am Beeren suchen- Ich bemühte mich, in ihre Nähe zu kommen und begann dann mit dem Schiessen. Doch, was war denn das, nicht ein einziger Schuss traf ein Tierchen? Danebengeschossen und verfehlt! Ich ärgerte mich sehr, da ich doch gut gezielt zu haben vermeinte. Durch die gefallenen Schüsse war es im Wäldchen ruhig und still geworden, nicht ein einziges Eichhörnchen war mehr zu sehen. Ich ging weiter in eine andere Gegend, wo es auch immer solche Tierchen hatte. Hier war durch die Gornera eine tiefe Schlucht im Felsen ausgehöhlt worden, die ein schmaler Steg überbrückte. Auf der anderen Seite, man nannte es «Moos», standen grosse, hohe Lärchen, schöne Arven und auch Fichten. Stellenweise war das Gelände sumpfig. Kaum auf der anderen Seite der Brücke

angekommen, sah ich meine Freunde schon wieder. Frei auf einem Aste sitzend, schoss ich auf das erste Tierchen in dieser Gegend.

Aber, wie der Teufel hinter ihm wäre, sprang es von einem Baum zum andern, auf Nimmer wiedersehen. Sie können sich so gut verstecken, diese Eichhörnchen. Da ich sicher war, gut gezielt zu haben, war ich ob des Misserfolges enttäuscht und sah ein, dass es das Beste sei, heimzugehen und keine Zeit mehr zu verlieren.

Unterwegs begegnete ich einem Onkel, der im Gemeinderat war und für die Gemeinde Holz rüstete. Als er mich sah, frug er sofort nach der Beute. Schweren Herzens musste ich ihm gestehen, dass ich immer danebengeschossen hatte, Er war früher öfter auf die Pirsch gegangen. Nun winkte er ich zu sich, besah die Flinte und fing herzlich an zu lachen. Dann sagte er zu mir:» Diese Flinte habe ich von deinem Papa einmal entlehnt, um ein bisschen zu jage, Leider musste ich feststellen, dass beide Läufe mindesten 60 bis 70 cm nach links schiessen. Etwas was von so einer bekannten Fabrik her stammt, sollte das nicht.« Er gab mir den Rat, die Flinte auszuprobieren, und zwar in der Weise, indem ich an einer Hauswand eine halbe Zeitung befestigte. Dann sollte in ich die Mitte der Zeitung zielen und beide Läufe abschiessen. Ich konnte feststellen, dass kein einziges Schrotkorn in der Zeitung sei: dann sollte ich 60-70 cm links daneben ein Zeil anbringen und darauf zielen, ich werde das Resultat dann sehen. Zu meinem grossen Erstaunen musste ich feststellen, dass er recht hatte. Die Schüsse gingen nicht dorthin, wo man zielte. Ich war sehr enttäuscht, dass eine so teure Markenflinte solche Mängel hatte. Da war mir der alte Vorderlader doch noch lieber. Als ich dem Vater dies erzählte, gab er zu, auch schon viele Fehlschüsse erlebt zu haben, aber er kannte die Ursache nicht. Jetzt war es ihm klar und er wunderte sich nicht mehr, dass ihm ein Jägerkamerad diese Flinte zu einem Spottpreis verkauft hatte.

Man musste neben das Wild zielen, um es zu treffen. Aber es war nicht immer leicht; denn laufendes Wild verlangt ein schnelles Schiessen. Und schliesslich noch danebenhalten, wenn es auf die entgegengesetzte Seite flüchtet, dazu müsste man fast zwei Meter vorbeizielen, was nicht so einfach ist.

Nun wurde es Oktober und in diesem Monat fiel gewöhnlich Schnee in Hülle und Fülle in unserer Gegend. Eines Morgens, am Vortag hatte es etwa 20 cm Neuschnee gegeben, wollte ich es mit der Hasenjagd, oben auf der Alp, probieren. Ein wolkenloser, etwas frischer Morgen, sehr kalt, also richtiges Schneehasenjagdwetter. Ich zog beim Morgengrauen zur

Alp hinauf. Bei Tageshelle war ich oben angekommen. Ich suchte im Schnee nach Hasenspuren. Das Gebiet, das ich von da aus übersehen konnte, zeigte Spuren von etwa drei bis vier Schneehasen. Ich ging noch weiter in die Triften hinauf und begann von neuem zu Spekulieren. So wie es mir der Vater angegeben hatte, musste es sicher klappen. Vater sagte; »Bevor ein Hase ins Lager geht, macht er seine Knoten und auf diese Knoten muss man auspassen, denn dort hockt der Hase und beobachtet seine Spuren. Man muss also diese Stelle umgehen, um dann von der entgegengesetzten Seite den Hasen aufzuscheuchen und zu schießen.« Natürlich plante ich, die Hasen, die ich ausmachen konnte und sich ziemlich auf gleicher Höhe (2600 m/M) befanden, so wie man sagt, «der Reihe nach zu besuchen». Ich begann damit am hintersten Ort, wo ich etwas vermutete, und hatte bald meine Freude, aber auch meinen Ärger. Ein grosser Hase hockte an einem Felsbrocken und ich glaubte, er träumte vom Wonnemonat. Ich kannte die heutige Regel noch nicht, die da heisst: Schiess nie auf einen Hasen in der Sasse. Ich pfefferte natürlich drauflos

und der grosse schöne Hase verschwand unter dem Felsbrocken in ein Murreloch. Adieu! Ich hatte zwar wirklich daneben gezielt, ja, das war klar, aber auf die falsche Seite. Somit war es sicher zu verstehen, dass der Hase schnäuzte, um sich dann zu verstecken. Ich wurde grau vor Zorn, aber die Chance war vertan. Ich Narr wäre besser ein Maultiertreiber geworden als ein Jäger, so dachte ich über mich. Ich zog mit meinem Ärger von dannen, um die zweite ausgemachte Spur zu begutachten. Diese konnte ich von der entgegengesetzten Spur gut anpirschen. Am Fusse eines kleinen Felswändchens hockte der Gesuchte brav in der Sonne. Mit dem Feldstecher erkannte ich sogar ein paar Striche schwarz an den Hinterohren und um die Augen, sonst war er im weissen Winterkleide. Behutsam marschierte ich über das Felswändchen in seine Nähe. Ich hoffte bestimmt, ihn in Schussnähe zu bekommen und ihn nicht im Sprung schießen zu müssen. Ich machte mich bereit vom Anstand aus und ging auf die Stelle zu, wo ich alles überblicken konnte. Obwohl ich leise und langsam dort angerückt kam, ging der Hase doch früh hoch und humpelte eine Schneeseite hinunter. Natürlich kam es wieder, wie es kommen musste: die zwei Schüsse gingen fehl und der Hase machte sich mit Riesensprüngen davon. Mit dem Glase verfolgte ich ihn; da es offenes Gelände war, konnte ich ihn gut beobachten. Etwa 200 Meter weiter unten traversierte er eine Mulde, um auf einen Grat zu gelangen. Dann hoppelte er vergnügt in ungefähr gleicher Höhe an einen Steinheran, der gross war wie eine Kapelle. Dort

machte er seine Manöver und schlug den Knoten, um sich an einem Stein zu erholen. Im Sommer war diese Stelle eine Steinwüste, aber mit dem Schnee war es eine Ebene. Ich war damals sehr gut auf den Füßen und in rasendem Tempo versucht ich nochmals in Schussnähe des Hasen zu kommen. Ich musste etwa einhundert Meter laufen, aber inzwischen war der Hase von der mir bekannten Stelle wieder abmarschiert und machte einen Bogen, der mir zu Nutzen kam. Ich sah ihn etwa 20 Meter unter mir zu einem Felsbrocken laufen. Dort setzte er sich gemütlich auf die Schattenseite derselben, genau mir zugekehrt. Er machte das Männchen, putzte sich die Nase, kratzte sich mit den Vorderpfoten am Leib, denn er hatte nicht mich bemerkt. Diesmal sollte es doch gelingen, einen Schuss anzubringen, der mir den Hasen als Beute zurückliess. Mit bewundernswürdiger Gemütlichkeit vollzog ich diesen Schuss, ich zielte gut daneben und drückte sauber ab. – Pump... Ich sah im Feuer den Hasen davonspringen sonst nichts, wieder danebengeschossen! War denn der Teufel hier im Spiel! Nein, das kann nicht sein, ich habe ausnahmslos hundertprozentig gezielt, d.h. daneben. Ich fluchte, was sonst nicht meine Gewohnheit war. Also ging ich zum Einschuss, und, welche Freude. Er lag auf der Strecke. Ein grosser Schneehase von über drei Kilo Gewicht. Nie mehr habe ich später einen solch prächtigen Hasen mehr erlegt. Ich stiess einen Jauchzer aus, den ich von Mama gelernt hatte und war überglücklich, meinen ersten Hasen erlegt zu haben.

Ich danke Diana!

Was werden nun die Eltern sagen? Sicher freuen? Ohne Zweifel wird Papa zufrieden sein, er, der sich so gerne Hasenwildbret vorsetzen lässt! In meinen Gedanken und Vorstellungen kam ich mir als Held vor. Da es über 11 Uhr war, musste ich doch an den Heimweg denken, denn am Mittag sollte ich zurück sein. Ich nahm einen kleinen Imbiss ein und spülte alles mit einer Flasche roher Milch hinunter, packte alle ein, band mit einer Schnur die Läufe des Hasen zusammen, um denselben gut sichtbar auf den Schultern zu tragen. So machte ich mich auf den Heimweg. Da ich am Morgen in der Nähe von Zum See auch Hasenspuren entdeckt hatte, ging ich im Eiltempo voran. Recht bald konnte ich auch einen Hasen entdecken, Er hockte auf freiem Felde neben einem Murreloch, wie ich es später ausmachen konnte, denn Hasenhaar waren am Schneeboden angefroren.

Ich sagte, er solle eine bessere Flinte kaufen. Da empörte er sich und behauptete, die Flinte sei in Ordnung. Überhaupt habe er kein Geld für

eine andere. Er hatte hundert Ausreden. Somit blieb es beim Alten, auch dass ich trotz der Warnung des Grenzwächters noch viel auf die Jagd ging und schöne Beute machte, aber wie gesagt mit dem Vorderlader Gewehr. Vater konnte dann oft Steinhühner, Schneehühner, Waldhahnen usw. verspeisen. So verging die Zeit. Jeden Herbst ging ich jagen, immer im Versteckten und acht nette Beute.

Als 12-Jähriger bekam ich vom Bergführerpräsidenten den Auftrag, auf dem Kanin der Schönbühlhütte einen Schutz aufzulegen. Als 12-Jähriger bekam ich vom Bergführerpräsidenten den Auftrag, auf dem Kanin der Schönbühlhütte einen Schutz aufzulegen.

Im Winter blies oft der Wind sehr viel Schnee durch den Kamin hinunter in die Küche. Natürlich wurde ich dafür bezahlt. Es war eine Tagesaufgabe. In Zum See war über Nacht 15 cm Neuschnee gefallen. Es war im Kriegswinter 1916. Allein ging ich nicht gerne dort hinauf. Um Gesellschaft zu haben, besprach ich mich mit «Stäffa», der auch in Zum See wohnte und später mein Schwager wurde. Er hatte kurz zuvor die Rekrutenschule als Infanterist absolviert und besass nun ein Langgewehr Mod.11. Wir wollten den Hüttengang mit einer Gamsjagd im Schönbühlgebiet verbinden. Mein Vater hatte vernommen, dass vor einigen Tagen ein ganz grosser Gamsbock in den «Führhölzern» bejagt wurde, aber entkommen war. Er soll in Richtung Zmuttgletscher geflüchtet sein. Vater sagte, dieser Bock sei bestimmt im Stockje, einem Felsgebirge zwischen zwei Gletschern Also gingen wir am 14. Dezember in aller Morgenfrühe los. «Stäffa mit seinem Militärgewehr und ich mit dem Vetterlistutzen. Der Herbst war sehr kalt gewesen. Alle Bäche und Runsen waren dick mit Eis überzogen. Da der Weg über viele solche eisrunden führte, war er nicht ungefährlich. Ich nahm damals den Eispickel mit, um eventuell Stufen zu schlagen. Mein Schwager wurde später Bergführer und Skilehrer. Er war ein ausgezeichnete Langläufer. In Chamonix, bei der Olympiade, im Militärpatrouillenlauf, wurde die Zermatter Gruppe Olympiaerste im Langlauf. Er war auch ein guter Schütze, wie sein Vater. Sein Vater war ein Original. Am Morgen, früh schon, eröffnete er öfters ein Schützenfest von seinem Schlafzimmer hinaus. Meistens sei er noch im Hemd dagestanden und nach erfolgtem Schiessen wieder ins Bett gegangen. Er war auch als Kraftmensch bekannt. Im Hausgang eines Gebäudes, wo sich auf der einen Seite eine Wirtschaft und auf der anderen ein Lebensmittelladen befand, lagen eine Anzahl Maissäcke von je 100 kg. Eines Tages war «Stäffa's Vater zu Gast in der Wirtschaft. Bei einem Besuch des WC, das sich am Ende des Ganges befand, machte er den Versuch, mit den Zähnen in den

Bund eines Sackes zu beissen und diesen wegzutragen. Es gelang ihm mühelos. Er nahm auf diese Weise einen Sack und trug ihn in die Wirtschaft. Da die Wirtschaft ziemlich besetzt war. Gab ein richtiges Hallodri und alle schauten verwundert einander an. Das Kunststück ist sicher nicht einfach. Es machte ihm die keiner nach, denn es braucht hierfür viel Kraft und das Gebiss einer Beisszange.

Mein Schwager und ich gingen ruhigen Schrittes, aber ohne anzuhalten, unseren Weg zur Hütte. Bei jedem Bach waren wir vorsichtig, denn unter dem Schnee lag Glatteis, das keinen Halt bot. Wäre man beim Überqueren eines solchen Gewässers zu Fall gekommen, so wäre es aus gewesen mit dem Leben, denn diese Bächlein sind steil und führen meistens in eine Schlucht hinunter. Wir kannten die Gegend und waren vorsichtig. Auch wegen des Rückwegs wurde sorgfältig Stufen gehauen. Normalerweise braucht man vier Stunden zur Hütte: bei diesen Verhältnissen hatten wir trotz Eile nahezu fünf Stunden gebraucht. Bei der Hütte angekommen, machten wir uns mit einer Leiter an die Arbeit, um den Hut aufs Kamin zu setzen. Es war kalt, trotz der Sonne, die uns beschien und es ging eine leise Bise (Nordwind). Wir assen etwas: dummerweise hatten wir nur hartes Roggenbrot und versalzenen Amerikanerspeck mit uns. Zwischendurch suchten wir mit den Gläsern die Gegend von «Stockje» ab. Spuren im Schnee verrieten uns die Anwesenheit des Gemsbocks. Mein Vater hatte recht: Unser Bock war vermutlich auf der Suche nach einer Geiss, denn es war ja Brunftzeit der Gämse. Dieses grosse schöne Gebiet bei Schönbühl war für Gämse wie kein zweites geeignet. Wir planten nicht lange. Ich musste den Zmuttgletscher überschreiten und als Treiber funktionieren. «Stäffa» ging auf Anstand und machte sich daran, den Wandfluhgletscher zu überschreiten und in der Wandfluhecke sich zu platzieren, in der Nähe eines Wechsels. Der verschneite Gletscher bereitete mir einige Mühe, aber ich kam recht gut voran. Ich erreichte die Moräne, wo ich zu treiben begann. Nach zwei Schüssen, die ich abgegeben hatte, sah ich den Bock in grossen und langen Sprüngen in Richtung meines Kameraden flüchten. Nach einer Weile hörte ich vier Schuss nacheinander. Ich dachte, dass ich gut getrieben hätte. Voller Gwunder marschierte ich zurück zur Hütte und da sah ich meinen Schwager im schnellen Tempo anrücken. Er habe den Bock getroffen, aber er sei in der Nähe des Felsens in eine Gletscherspalte gefalle. Das auch noch, dachte ich, aber die Freude war doch gross. Wir nahmen zwei Seile aus der Hütte und machten uns so schnell wie konnten wieder auf den Weg, um den Bock aus der Spalte zu holen. Recht bald kamen wir zu der Stelle, aber die

Uhr stand auch nicht still und es war bereits später Nachmittag. Ich seilte mich an, um in die Spalte zu steigen und an das zweite Seil den Bock zu binden und ihn herauszuziehen. Zum Glück nahm ich den Eispickel mit. Welch grossartiger Blick bot sich mir, als ich unten ankam; der Bock an einen Eisblock angelehnt, fast stehend, rings um ihn das himmelblaue Eis, ein Bild, das ich nie vergessen kann. Ich band den Bock an das Seil fest und rief dem Schwager, er könne mich nun herausziehen. Als nichts geschah, rief ich nochmals, aber viel lauter. Nun antwortete er mir, dass er mit all seinen Kräften

Gezogen hätte, aber das Seil festgeklemmt wäre. Das gab mir zu denken. Ich befürchtete in der Gletscherspalte bleiben zu müssen. Das Seil, an dem ich angebunden war, hatte sich in den Schnee eingerammt und war festgefroren. Man konnte es von Hand nicht herauskriegen. Die Spalte war ungefähr fünfzehn Meter tief und unten ziemlich breit. Ich suchte einen Ausweg und versuchte, mich an den Felsen heranzumachen, in der Hoffnung, über den Felsen hochzukommen und so vielleicht ohne Hilfe aus der Spalte zu gelangen. Und zum grossen Glück gelang es mir. Als ich oben ankam, musste ich mich ergeben. Natürlich hatte ich mich vom Seil losgebunden. Mit Hilfe des Eispickels bekamen wir das Seil frei und zogen zu zweit den Bock aus der Spalte. Es war ein prachstier. Wie es sich später herausstellte, wog er ausgeweidet noch 45 Kg. Es war ein gewaltiger Krampf. Nun kam die rote Arbeit, wir mussten den Aufbruch vornehmen. Wir hatten kein geeignetes Messer, nur ein Tischmesser, welches wir beim Essen benützten. Wir brauchten dementsprechend lange für diese Arbeit. Es war schon 16 Uhr. Wir wussten, dass es um 17 Uhr dunkel wurde. Wir beeilten uns so schnell wir konnten. Wir kamen zurück zur Hütte, versorgten die Seile, suchten etwas Essbares und verschlossen dann die Hütte nach Vorschrift. Da wir die Gegend gut kannten und es schon spät war, beschlossen wir, nach Möglichkeit den Sommerweg zu benutzen. Mein Kamerad schulterte den Bock und ich die beiden Gewehre, den Rucksack mit den zwei Feldstechern und den Eispickeln. Wenn auch etwas hungrig, so waren wir doch in guter Verfassung und trampelten vergnügt ins Tal hinunter. Den Sommerweg wollten wir bis zur Zmuttbrücke benutzen. So weit ging alles gut, als wir von der Moräne in die Triften des «Hohlewang» einsteigen mussten, war ein kleines Bächlein zu überqueren. Ohne an die Gefahr zu denken, nahm mein Kamerad dies in Angriff, und, wie vom Blitz getroffen, fiel er samt dem Bock nieder und im Tempo hundert flitzte er über das Eis hinunter. Natürlich war das Bächlein, das auch im Sommer nur dürftig rinnt, vereist

und mit Schnee bedeckt. Ich sah, obwohl es bald stockdunkel wurde, einmal den Bock, einmal den «Stäffa» hinunter sausen. Einmal den Bock vorne, das andere Mal den «Stäffa» vorne. Dann entschwanden alle beide meinen Blicken. Ich war erschüttert, musste ich auf diese Weise meinen Freund verlieren? Ich liess aber den Kopf nicht hängen, sondern überlegte, was zu tun sei. Natürlich war der erste Gedanke, dem «Stäffa» sofort Hilfe zu bringen, wenn er noch am Leben war und dann ins Dorf hinunterzueilen, um Hilfe zu holen. Einige Meter über der Stelle, wo ich stand, begann das Bächlein flacher zu werden. Dort überquerte ich es mit Hilfe des Eispickels. Dann nahm ich den Sommerweg, der natürlich nicht gespurt, aber einen Meter breit war, und ging, so schnell ich konnte voran. Der Bach und der Weg liefen ziemlich parallel hinunter. Darum war vom Weg aus alles zu überblicken, aber die Dunkelheit machte sich unangenehm bemerkbar. Dann und wann liess ich mich mit einem Hallo-Ruf vernehmen. Bals gab «Stäffa» Antwort und nun fiel mir ein Stein vom Herzen. Ich sah ihn auf einem Inselchen mitten im Bachbett. Er stand aufrecht und war unverletzt. Mit Stufen schlagen und Eis verrauen, kam ich zu ihm, Er sagte er hätte eine kleine Schlagwunde am rechten Bein, die nicht schlimm sei. Als ich ihn fragte, wie er auf diese Inselchen gekommen sei, erwiderte er, er habe alles getan, um nicht mit dem Kopf voran hinunterzusegeln. Hier habe er einen Steinblock erwischt, an dem er sich festhalten konnte. Es war viel Jugendkraft in ihm. Trotz der Müdigkeit waren wir zufrieden, dass es noch einmal gut gegangen war. Langsam verliessen wir die kleine Insel.

Ohne dies, wäre der Ausgang fraglich gewesen. Denn der Bach ging von dort weg in eine steilere Bahn über, wo es dann doppelt gefährlich wurde. Wir hielten Rat: sollten wir alles hierlassen, Gewehrte usw., um es dann am folgenden Tag zu holen und auch den Bock zu suchen, denn der musste ja ganz weit unten gelandet sein. Mein Freund sagte nein. Wenn man schon Jäger sein will, so nimmt man alles mit, Wild und Waffen, auch wenn es ein Stündchen länger dauert. Er wisse, wo der Bock zu holen sei, er hätte beobachtet, wie dieser weiter unten in einer Kurve hoch hinaus ans Ufer geschleudert worden sei. Ihn konnten wir ohne weiteres holen. Ich fügte mich gern. Zudem war ich jünger und musste wohl dem älteren gehorchen. Also ging's mit knurrendem Magen weiter. Durst und Hunger stellten sich ein und schwächten uns. Mein Freund hole den Bock und ich solle weitergehen und an einer bestimmten Stelle auf ihn warten. Ich lief so rasch ich konnte zu der betreffenden Stelle. Kaum war ich dort angekommen, kam auch schon mein Kamerad mit dem Bock. Wie richtige Jäger werden wir heute alles

nach Hause bringen. Wir hatten eine gute Lehre bekommen. Bei diesem trügerischen Neuschnee. Später als Bergführer. Erinnernten wir uns an diesen Tag. Mit vermehrter Aufmerksamkeit setzten wir unseren Weg fort. Es war nun stockdunkel. Wir kannten uns aus und folgten dem Sommerweg bis zur Zmuttbrücke, wo wir nach einem kleinen Aufstieg wieder unseren Weg, den wir am Morgen benutzten, trafen. Nun aber zeigte sich, dass inzwischen mehrere Leute den Weg begangen hatten. An dieser Steigung befahl «Stäffa», dass ich nun den Bock auch einmal tragen sollte und er nehme die Gewehre; er glaubte es damit bequemer zu haben. Zweifellos war der Bock schwerer und in der Gegensteigung. Wo ich den Bock zu tragen hatte, wurde mir bewusst, dass es mit den Kräften zu Ende ging. Die Mattigkeit übernahm mich, als wir endlich in der «Äbi» ankamen. «Stäffa» war auch froh, denn er meinte, dass der «Plunder», wie er die Gewehre, den Rucksack usw. nannte, viel mühsamer und unpraktischer zu tragen seien als der Bock. Wir ruhten am Strassenrand aus und sahen unten zum See die beleuchteten Fenster der Petrollichter. Ich machte mir Sorgen wegen den Eltern. Gewiss ängstigten sie sich und nahmen an, es sei uns etwas zugestossen. »Dem könne wir abhelfen«, meinte mein Kamerad. Er nahm sein Gewehr, schob eine Patrone in den Verschluss und drückte den eine und dann noch einen zweiten Schuss ab. Ich fragte ihn, warum er das mache und er sagte kurz: «Um unsere Ankunft zu melden.» Diese Schüsse wurden von unseren Lieben gehört. Alle atmeten auf. Es war über halb acht Uhr, als wir uns wieder auf den Weg machten und nach einer halben Stunde kamen wir zum Bielty, wo wir den Weg verliessen und über die Wiesen rutschten. Mein Freund zog den Bock wie einen Schlitten hinter sich her. Mit den Prismengläsern konnten und unsere Väter gut ausmachen und der alte «Stäffa» meinte: « Aha, sie kommen mit einem Bären!»

Wenn ich von einem Bären spreche, möchte ich doch auch noch festhalten, dass der letzte Bär, der im Vispertal erlegt wurde, von einem Sankt Niklauserjäger, Alex Pollinger, zwischen 1840-50 geschossen wurde. Dieser Alex ist ein Onkel der Grossunternehmers Ulrich Imboden. Ulrich Imboden war früher auch Bergführer und tat mir beziehungsweise einem meiner Gäste einmal einen grossen Dienst. Von der Domhütte aus führte ich einen Herrn über die gesamte Nadelgratkette. Imboden kam von der Bordier Hütte und machte die Tour umgekehrt, er hatte einen Amerikaner am Seil, einen ausgezeichneten Gänger. Mein Gast war auch recht, aber doch etwas langsamer und wir begegneten und am Nadelgrat. Vom Hochberghorn stiegen wir wieder auf den Gletscher

hinunter, um aufs Festjoch zu kommen, und dann wieder zur Domhütte zu gelangen. Mein Gast war ein durstiger Mensch, die ganze Zeit musste er trinken. Wir hatten in der Thermosflasche einen Liter Tee mitgenommen

Ferner hatte ich wie immer für grosse oder kleine Touren, einen Dreier Fendant im Flakon. Vom Tee trank ich keinen Schluck, vom Wein nur ein halbes Glas, alles andere hatte der Gast getrunken. Auf dem Gletscher angekommen, es war Mittagszeit, wollte er nicht mehr weiterwandern. So etwas hatte ich nie erlebt. Ich wusste mit kaum mehr zu helfen. Es war eine grosse Hitze und ich bat ihn, die kleine Gegensteigung doch noch zu bewältigen. Ich zog, was ich durfte, am Seil und langsam ging's doch noch zum Joch. Nun war ich erstaunt, dort Imboden anzutreffen, der sich auf der Südseite schön von der Sonne braten liess. Ich beklagte mich wegen meines Gastes und Imboden meinte, ja wenn es nur um die Trinklust gehe, hätte er genug Absinth bei sich, Ich holte in der Thermosflasche einen Liter Wasser, nahm den Becher, füllte ihn, tat den Absinth hinein und gab das meinem Gast zu trinken. Wie ein Irrer stürzte er dieses Wasser hinunter und machte ein Zeichen, dass er noch mehr wollte. Ich gab ihm den zweiten Becher. Auch dieser verschwand im Nu. Ich machte den dritten Becher parat und da fragte er, was das für ein gutes Getränk sei, er kenne das nicht, hätte nie so etwas getrunken. Nun, auch der dritte Becher wurde ziemlich schnell geleert. Der Gast hatte über einen halben Liter getrunken und ich sagte ihm, er müsse nun eine Pause einschalten, dann vergehe der Durst von selbst. Nachdem ich auch einen halben Becher zu mir genommen hatte, gab ich Imboden die «Wäntla» mit Dank zurück. Er verabschiedete sich. Wir blieben noch etwas länger zum Ausruhen. Mein Gast war nun kuriert; er fühlte sich wieder wohl und war zufrieden. Indessen frug ich ihn, warum er so viel trinken müsse. Er sagte er habe eine Drüsenstörung oder so was.

Ja, aber nun zurück zu unserem Bock. Spannenlange Haare und Barte hatte er und zählte wohl gegen sieben bis acht Jahre. Im Triumphe kamen wir zu Hause an. Wegen der Jagd ist es wohl so spät geworden, meinte mein Vater, aber, Gott sei Dank, sind die Lausbuben wieder da.

Ja, die Freude beider Familien bei diesem Ereignis war gross. Alle besahen sich den Bock, der in unserer Stube am Boden lag. Es kam mir fast vor, als ob es sich um das Beleben eines Menschen handelte. Als sich der Mutter in die Augen schaute, wusste ich, was sie ausgestanden hatte; sie war ganz blass. Sie sagte nur, die Angst sei schrecklich gewesen. Sie hatte für die Familie ein gurte Rösti zubereitet, aber infolge

der Warteangst war noch alles unberührt auf der heissen Ofenplatte zum Warmhalten geblieben. Wir zwei machten uns sofort über die feine Rösti her. Wir assen alles auf was für die ganze Familie zubereitet war. Mama musste nun wieder etwas zusammenbraten, um die anderen zu befriedigen. Ich dankte der Mutter. Nun wurde der Bock draussen an der frischen Luft zum Auskühlen aufgehängt, der Aufbruch weit aufgesperrt. Nachdem die andere Familie fort gegangen war, ging ich sofort ins Bett, dankte dem Herrgott mit einem kurzen Nachtgebet und fiel ungesäumt in den Schlaf. Traumlos verschlief ich die Nacht, doch beim Erwachen musste ich feststellen, dass mit mir etwas nicht in Ordnung war. Ich hatte Fieber und fühlte mich ziemlich krank. Gegen Mittag bekam ich Schüttelfrost und etwas Ähnliches passierte auch meinem Kameraden. Es wurde der Arzt aus dem Dorfe heraufgerufen, der eine Lungenentzündung sowie Magenverstimmung konstatierte, mir ein Pülverchen verschrieb und eine Spritze verabfolgte. Ich war noch Schulbub und durfte die Schule nicht einfach schwänzen. Meine Schwester hatte mich für den gestrigen Tag beim Lehrer als krankgemeldet. Das musste der Arzt bestätigen. Natürlich wusste der Lehrer nichts von der gestrigen Gemsjagd und das war gut so. Die beiden Väter machten sich an das Abbalgen des Bockes.

Er hatte einen Herzschuss. Sie halbierten das Tier und die beiden Familien nahmen je die Hälfte. Mama meinte, sie hätte nun Fleisch für einige Tage und sie mache ein Menü wie sie es im Hotel tat:

Rôti de Chamois à la châtaigne,

Civet de chamois à la Aroleitre

Nach vierzehn Tagen war ich wieder gesund und bei der Entlassungsvsitate, meinte der Arzt:» Du hattest es bei der Gemsjagd wohl zu kühl in der Spalte?« Also war unsere heimliche Jagd schon bekannt geworden. Ich besuchte nun wieder regelmässig die Schule und mein erstes Hochwildjagdabenteuer war beendet. Auch in meine Schulklasse wusste man davon und meine Schulkameraden bewunderten mich.

Der Krieg dauerte an, der Verdienst der Eltern war sehr gering. Dann kam noch diese entsetzliche Grippe über die ganze Ortschaft. Es wurde eine harte Zeit für uns. Wir schlachteten jedes Jahr Mitte Dezember ein Rind und zwei Schweine. Dies musste für ein Jahr herhalten. Für eine siebenköpfige Familie war das schrecklich wenig. Zum Glück mietete der Vater von der Gemeinde Zermatt eine kleine Voralp, »Kalbermatten« genannt, wo während des Sommers unsere eigene und einige Dingkühe

weiden konnten. Die Milch wurde zu Käser verarbeitet. So gab es während des Winters fetten Alpkäse mit Brot, was wir alle sehr schätzten. Auf dieser Alp traf man auch alle Wild an, zur Hauptsache Murmeli. Ob ich auch da oben im Geheimen jagte?

Natürlich, aber erst im Spätherbst, als Wilddieb, wie man sagt. Mein Vater, der im September das Museum schloss, kam im Herbst immer in die Kalbermatte herauf, um zu jagen; doch er löste stets das Patent. Er machte nie grosse Beute, er wollte es auch nicht, aber etwas schoss er immer. Als er noch jünger war, erlegte er in dieser Gegen regelmässig eins bis zwei Gemsböcke. Aber dann waren plötzlich überhaupt keine Gemsen mehr anzutreffen. Dabei war das Gebiet wie gemacht für Gemsen.

Ich fasste den Entschluss, diesem elenden Zustand abzuhelpen, worauf ich hier noch zurückkommen werde.

Diese Alp besass eine Stall für das Vieh und einen Mauerstall, der als Keller diente, sodann die Scheune als Wohn- und Schlafstätte. Daneben ein sehr kleine Wohnung 2.50 x 2.50 Meter und die Küche mit der Käserei. Zehn Meter höher erbaute Vater ein kleines Häuschen an der Schönbühlstrasse, versehen mit einigen Tischen; es diente den Spaziergängern als Gaststätte. Wir verkauften Milch, Tee oder Kaffee usw. Neben den Gebäuden befand sich eine grosse Wiese, die wir jedes Jahr nutzten. Es gab recht gutes Heu, das wir dann im Herbst ins Dorf hinunter transportierten und zur Fütterung der Kühe verwendeten. In dieser Wiese, etwa 20 Meter von den Häusern entfernt, war stets eine Murmeltierfamilie zu Hause. Jedes Jahr gab es dort Jungtiere. Einmal zählte ich fünf Junge, sonst waren es meistens drei bis vier Murmelkätzchen. Es war herrlich, diesen zuzuschauen und sie beim Spiel zu beobachten. Wir liessen sie vollkommen in Ruhe. So wurde sie zutraulich, ja fast zahm. Für viele Passanten, die diese Tierchen bewunderten, war es eine Attraktion, denn sie balgten sich, piffen nach Herzenslust, mit den Vorderpfoten hielten sie das Fressen; wenn man ihnen Rübli oder so etwas gab.

Die Zeit verfloss und ich kam bald ins Alter, wo es an die Zukunft zu denken galt. Im Spätherbst konnte ich einige Wochen bei der Gemeinde arbeiten und verdiente mit Akkordarbeit etwas Geld. Davon gab ich den Eltern, was sie haben wollten, und mit dem Gelde das mir blieb, kaufte ich eine hahnenlose belgische 12 –er Flinte, die genau schoss und sehr weit schussig war. Ein grosser Traum ging in Erfüllung.

Mit dieser Flinte schoss ich etwa fünf bis sechs Jahre später als Patentjäger und Präsident der Jagdgesellschaft «Diana», einen grossen Feldhasen, nachgemessen genau 75 Meter. Gewöhnlich schießt man ja mit Schrot nur bis zu einer Entfernung von 40 Metern.

Die Schule war für mich abgeschlossen, und wir hatten eine Gruppe gebildet, die während des Winters auf Stollenarbeit ging, und dann im andern Jahr in eine Berufslehre zu treten. In Luthern hatte es Bauernsöhne, die in ihren Wiesen und Waldungen Baue von Füchsen, Dachsen und Mardern kannten. Ich war sofort guter Kamerad, um mitzumachen, - versteht sich, streng geheim! So sprengten wir Fuchshaue und gruben Dachse aus dem Boden, aber dies erst im Dezember, wenn die Felle guten Haarbestand aufwiesen. Ich bekam jeweils auch einen kleinen Anteil am Erlös der Felle. Etwas Sackgeld, das bei mir immer spärlich war! Oft hörte ich im Herbst die Jagdgesellschaften weidwerken und das schöne laute Geläute der Meute, die hinter einem Reh oder Hasen her waren und Jagdmusik verursachten. Ich hörte die Schüsse der glücklichen Jäger und das Totverblasen oder das Ende der Jagd. Dann sah ich die Jäger freudig und singen mit der Beute in das Stammlokal ziehen, wo das Latein unter lautem Gelächter gepflegt wurde. Wie mir dann zu Mute war! Nicht schlafen konnte ich während der ganzen Nacht, vor Aufregung und Jagdfieber. Als die Jungschützenkurse begannen, meldete ich mich für einen solchen Kurs. Ich schoss stets recht ansehnliche Resultate. Man nahm mich in den Gruppenwettkampf auf. Ich hatte zwar kein Geld, immer viel zu wenig; doch fand sich immer ein Gönner oder Kamerad, der mir verschiedene Stiche bezahlte.

Petri Heil

Das Jagen und Schiessen waren aber nicht die einzigen Laster, die ich in meinen jungen Jahren pflegte. Dazu gesellte sich noch das Fischen. Ein alter Schlosser, der bei meinem Meister angestellt war und mit dem ich zusammenarbeitete, gab mir die nötigen Instruktionen, wie man von Hand Fische fangen kann. Er führte mich nach dem Nachessen an ein kleines Bächlein. Er hatte eine Taschenlampe mit Rotlicht, setzte sich ans Ufer neben einem Giessen, wo er glaubte, dass es Forellen hatte. Dann zündete er mit der Lampe ins Wasser und schon kamen einige Fische, vom Licht angelockt. Aus ihren Verstecken hervor. Er verstand

es mit der einen Hand ganz vorsichtig an die Forelle zu heranzukommen und im geeigneten Moment sie fest zu packen. Mir gelangen diese Tricks zunächst ganz schlecht, aber bald ging es besser und dann plötzlich recht gut. Als ich an einem Abend der Meisterin sechs grosse Forellen auf den Tisch legte, verlange sie von mir, dass ich diese Fischerei aufgebe. Sie sagte, das sei Diebstahl, denn der Pächter müsse Miete bezahlen und auch die Einpflanzungen mitfinanzieren. Also hörte ich damit au! Meine dreijährige Lehrzeit nahte auch ihrem Ende. Ich ging nach Hause ins liebe Zermatt, um die RS zu machen. Dann folgten die Wanderburschenjahre. Als ich diese hinter mir hatte, entschloss ich mich, in Zermatt die Werkstatt zu eröffnen. Aller Anfang ist schwer sagte der Teufel, als er einen Amboss stahl. Ähnlich ging es auch mir bei der Eröffnung der Werkstatt. Es fehlte am nötigen Anfangskapital. Ich musste etappenweise diverse Geräte und Maschinen anschaffen. Aber ich war arbeitsam und daher ging es allmählich auch vorwärts. Ich konnte bereits im 2. Jahr das Jagpatent lösen. Ich holte meine Flinte und kaufte zusätzlich noch ein Kugelgewehr für die Hochjagd. Leider konnte ich nur einen halben Tag jagen: denn ich hatte in der Werkstatt viel Arbeit. Das hiess, am frühen Morgen jagen, am Nachmittag arbeiten. Ich sah auch bald ein, dass ich eine Hilfskraft brauchte, und engagierte einen guten Schlossergesellen. Einige Monate später nahm ich noch einen Lehrling dazu. Wir arbeiteten stets mit gutem Mute und hatten ein nettes Verhältnis zueinander.





Gämse



Reh



Steinbock



Hirsch